

A photograph of a cow with brown and white patches grazing in a field. In the foreground, a red motorcycle is parked on a dirt path. The background is a dark, wooded area.

MICHAEL BOENKE

Kuhnacht

Ein Kriminalroman aus der Provinz

Original

GMEINER



MICHAEL BOENKE
Kuhnacht

OKKULTER SUMPF Berufsschullehrer Daniel Bönle wird an seiner neuen Schule mit bizarren Dingen konfrontiert. Ein abgetrenntes Körperteil im Ried. Ein Junge, der von einer Brücke springt. Das Körperteil, das nicht zum Opfer passen will. Bönle hegt den Verdacht, dass die Klasse seiner Tischler mit den okkulten Umtrieben in der Umgebung zu tun hat. Bei einer illegalen Nacht-Floßfahrt spitzen sich die Geschehnisse dramatisch zu: Daniels Freundin Cäci stößt im Wald auf eine Gruppe, die bizarre Rituale ausübt. Und als ausgerechnet die Kapelle im wildromantischen jungen Donautal, in der Cäci ihrem Daniel das Ja-Wort geben will, Schauplatz weiterer unglaublicher Umtriebe wird, und ein eigentlich toter Schüler zum zweiten Male getötet werden soll, beschließt Bönle, mit psychologischer Unterstützung seiner Cäcilia, den Hintergründen der Freveltaten auf den Grund zu gehen.



Michael Boenke wurde 1958 in Sigmaringen geboren und lebt heute im oberschwäbischen Bad Saulgau. Er absolvierte ein Studium der Germanistik und Katholischen Theologie. Von 2002 bis 2010 war er am Institut für berufsorientierte Religionspädagogik an der Universität Tübingen und als Schulbuchautor tätig. Seit September 2010 unterrichtet er am Berufsschulzentrum in Bad Saulgau. Nach Veröffentlichungen als Schulbuch-, Sachbuch- und Kinderbuchautor gab der begeisterte Harley-Fahrer 2010 sein erfolgreiches Krimidebü, auf das nun mit »Kuhnacht« der vierte Teil der Serie folgt.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Nonnenfürzle (2012)
Riedripp (2011)
Gott'sacker (2010)

MICHAEL BOENKE
Kuhnacht
Kriminalroman

Original

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2013 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Michael Boenke
ISBN 978-3-8392-4145-5

Für meine Familie

*Put your faith in what you most believe in
Two worlds, one family
Trust your heart
Let fate decide
To guide these lives we see
(Phil Collins, Two worlds)*

1 SCHNAPSTAUFEN

Samstag, 9. Juni, früher Nachmittag, Ende der Pfingstferien, Pfrungen-Burgweiler-Ried, Riedwirtschaft

*It's not time to make a change,
Just relax, take it easy.
You're still young, that's your fault,
There's so much you have to know.
Find a girl, settle down, if you want you can marry.
Look at me, I am old, but I'm happy.*
(Cat Stevens, Father and Son)

Korbinian T. Rex krabbelte durch das Gras. Seine überdimensionierten Knopfaugen sahen aufmerksam alle visuellen Eindrücke in den zuständigen Bereich seines kleinen Gehirns. Von unten sahen alle Menschen so groß aus. Er bewegte sich zu einem Auto hin, ein Mann schüttelte eine Decke aus. Das war interessant. Vielleicht gab es da auch etwas zu essen.

Als Korbinian T. Rex wieder abdrehte, steckte der Rest eines Saitenwürstchens in seinem Mund, das durch rhythmische Saugbewegungen Eigenleben entwickelte, was an einen mahnenden Zeigefinger erinnerte. Der heftig Saugende verzog kurz sein Gesicht, das ausgeprägte Kindchenschema mutierte noch putziger.

Winzige fliegende Insekten, die der feucht schwammige Riedgrund ausgespuckt hatte, tanzten in pulsierenden Wolken um den quasi Vierbeinigen herum. Sie verdichteten sich faustgroß, dunkelschwärmend wie ein aggres-

sives Einzellebewesen um das Köpfchen des tollpatschigen Winzlings, um sich sofort wieder, wie auf geheimen Befehl hin, unsichtbar in parasitäre Einzelwesen zu zerstäuben. Auch sie hatten es kumulativ auf das Saitenwürstchen, das aus dem Mund des Säugers baumelte, abgesehen. Die Musik wummerte, das Idyll begleitend, ausladend in Schockwellen durch die Holzwände des Nebengebäudes hinaus ins sonnendurchflutete, tannengesäumte, riedige Juni-Grün:

*You helped to smash walls
Without rising to fame
You are the one who crossed borders
No one knows your name
You are the one who set the boundary stone
Far over the edge
But you were not alone
Nevertheless you've got my respect
Cause you reached the same*

Das Trio gab alles, um auch die Outdoorler mit dem saftigen, lebensbejahenden Bad Saulgauer-Homemade-Rock-Sound zu beglücken. *You're in somebody's shadow* – wie wahr, das sonnenblaue, oberschwäbische Leben im tannenbeschatteten, feuchten Ried kann schön sein.

Die hohen, lichtungsbildenden Nadelgewächse schienen bis in ihre dunklen Nadelspitzen hinein den erdigen Sound aufzunehmen, ihn von dort über Zweiglein, Äste und Stamm bis hinab in Wurzeln und Würzelchen zigtausendfach in die herrliche Riedlandschaft hinein zu verstärken. Eigentlich gründete der trommelfellstrapa-

zierende, riedfüllende Sound auf einem Missverständnis. Doch das Missverständnis lockte mehr Gäste in die moorige Landschaft als das geplante Event. Die engagierte Ried-Wirtstochter hatte geplant, Paul Schlau, den handorgelnden Volksmusikanten, zu engagieren. Doch verbale Kommunikation, vor allem fernmündlicher Natur, findet nicht immer auf der Sachinhaltsebene statt, vor allem beim Empfänger. Und so wurde aus Paul Schlau Coleslaw. Und die rockten nun das Ried um die Riedwirtschaft herum – und wie.

Korbinian T. Rex zuzelte immer noch hingebungsvoll im Rhythmus der metallig-herben Klang symbiosen an seinem Wurstzipfelchen herum, das ihm aus seinem speckbäcklig umrandeten Göschchen baumelte. Er schüttelte ebenso energisch wie erfolglos sein Köpfchen, um die allzu lästigen Fluginsekten auf Distanz zu halten und um das leckere Wurstgehängsel nicht mit so vielen teilen zu müssen.

»Meinst du, das ist gut für ihn?«

»Hä?«

»Die Wurst.«

»Was für eine Wurst?«

»Na die Saitenwurst. Wo schaust du denn immer hin? Wahrscheinlich zu *der!*«

Cäcis Kopf und Augen wippten zu einer erschöpften Tänzerin, die noch immer zur klingenden Rhythmik zuckend die Lichtung vom Nebengebäude zum Wirtschaftsgebäude hin durchtanzte. Eigentlich wäre sie mir nicht aufgefallen.

»Ich habe ihm keine Saitenwurst gekauft.«

»Ich ihm auch nicht.«

»Dass die Leute immer fremde Kinder füttern müssen!«

»Frechheit.«

»Lass sie ihm, scheint ihm doch zu schmecken.«

»Das sehe ich nicht so, er spuckt sie immer wieder aus. Guck, wie er das Gesicht verzieht! Und die vielen Fliegen! Tu doch was!«

»Tun tut man nicht sagen tun.«

Ich räkelte mich in der wärmenden Sonne und genoss die Atmosphäre der im Ried eingebetteten Gastwirtschaft. Zugleich ignorierte ich meine Adressatenrolle.

Cäci, die stolze Mama, schaute gleichermaßen besorgt und zufrieden zu meinem Sohn. Korbinian T. Rex Bönle, der sich im Allrad-Gang wieder etwas weiter von uns entfernte, den Würstzipfel nun fest in der linken Hand.

»Ist das alles, was dir dazu einfällt? Typisch Lehrer, seit du an der Schule bist, hast du noch mehr dumme Sprüche drauf! Unternimm lieber etwas! Mit deinem acht-Stunden-Deputat kannst du etwas mehr für die Familie tun. Du hast doch reduziert auf acht Stunden. Nicht am Tag, in der Woche! Wegen dem Buben! Und ich habe die Einrichtung der Praxis am Hals, nebenher schon die ersten Patienten. Und du? Acht Stunden in der Woche. Ich komme zurzeit locker auf zehn oder mehr am Tag. Und du? Du kümmerst dich um nichts!«

Cäci schien angebrannt, ich musste etwas unternehmen:

»Hei, Korbi, wo ist der Baba? Daaa!«

Korbinian T. Rex drehte sein pausbäckiges Köpfchen, in dessen Zentrum nun wieder das Würstchen steckte, zu Papa, quasi mir, dann fixierte er leicht schielend die Mama, lachte zahnlos, wobei ihm in Ermangelung von Intelligenz das Fleischbrätgehängsel aus dem Mund ins Gras

fiel. Flugs griff er wieder danach, erwischte aber auch eine Löwenzahnblüte. Das adrette, zentrale Wurst-Blüten-Arrangement im Gesichtchen zauberte ein heiteres, jedoch leicht einfältiges Gesamtbild unseres drallen Sohnes.

»Unternimm doch endlich was, der Löwenzahn ist bestimmt nicht gut! Vielleicht sogar giftig. Ist bestimmt gedüngt hier! Du siehst doch, dass ich esse!«

Cäci nickte auffordernd in Richtung des kleinen, wiesensäuernd vagabundierenden Windelträgers.

»Hallo, Korbi, guck mal, wo ist der Baba? Daaa!«

»Daniel, ich möchte jetzt in Ruhe essen, kümmere dich bitte um deinen Sohn!«

»Warum ich? Das ist auch dein Sohn. Außerdem, wer soll hier düngen? Und Löwenzahn kann man essen, da macht man Salat draus.«

»Ach, plötzlich ist es auch mein Sohn, das ist ja ganz was Neues. Du alter Macho hast ihm ja schon den Nachnamen Bönle gegeben. Jedem stellst du ihn als Korbinian T. Rex Bönle, ich betone Bööönle, vor. Eigentlich heißt er Maier ... Maier wie ich, verstehst du, Em, A, I, Eier, so lang wir nicht verheiratet sind! Und er soll keinen Löwenzahn essen, er ist doch kein Schaf!«

Das Braun in Cäcis Augen ging fast schon ins Rötliche, feuerrot, glutrot. Nur noch Glut. Ihre Fingernägel der Linken musizierten einen stakkatohaften Takt auf den Tisch. Crescendo! Sie stocherte mit der Rechten gabelbewehrt heftig mit dem Vierzack in die knuspernde Rinde ihres Krustenbratens, die splitterte knöchern. Ich erkannte die Gefahr:

»Spatz, wir heiraten, sobald der Stress in der Schule etwas nachlässt, eventuell schon in den Sommerferien.«

»Pah, Sommerferien, wir haben jetzt Juni, da sind wir schon viel zu spät dran! Und wann hattest du schon mal Stress in der Schule? Der einzige Stress ist vielleicht der, dass du jetzt für sechs Stunden nach Sigmaringen fahren musst, aber das hast du dir selbst zuzuschreiben. Geschieht dir ganz recht, in der freien Wirtschaft hätte man dich gefeuert. Fristlos. Du brauchst dich gar nicht zu wundern, dass die dich mitten im Schuljahr nach Sigmaringen verpflanzt haben. Acht-Stunden-Deputat und Stress! Ha, Stress und du, das ist ein Anachronismus, ha!«

»Du meinst Antonym oder Disparität? Und das macht mir nichts aus, direkt nach den Pfingstferien in Sigmaringen anzufangen. Gute Leute werden auch unterm Jahr abgeworben.«

»Ach, lass mich in Ruhe ... essen!«

»Okay, dann nächstes oder übernächstes Jahr.«

»Was?«

»Heiraten.«

Mit versöhnlichstem Howard Carpendale-Lächeln versuchte ich, meine schöne Psychologin zu besänftigen. Von Berufs wegen durchschaute sie mich jedoch. Cäci zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen. Eine entzückende Falte entstand über der Nasenwurzel. Das war gefährlich. Gefährlich für mich.

»Lass das Geschwätz, schau lieber nach Korbi! Daniel, du siehst, dass ich esse. Ich möchte nicht, dass der Krustenbraten kalt wird. Und dein Bier wird bestimmt nicht kalt!«

»Aber warm.«

Immer wenn Cäci Daniel statt Dani sagte, war der kritische, der rote Bereich erreicht. Wie bei einem Sicomatic-Kochtopf – alle Ringe sichtbar.

Trotzdem war ich nicht in der Stimmung, ihrem Sohn die Löwenzahnblüte aus seinem pausbäckigen Gesicht zu entfernen – auch Mütter haben Pflichten, und nur weil man acht Stunden unterrichtet, heißt das noch lang nicht, dass man keine Ferien hat.

»Nur weil ich schneller als du gegessen habe, möchte ich deswegen nicht diskriminiert und entwürdigt werden.«

»Wie bitte? Spinnst du? Was soll das jetzt schon wieder heißen?«

Cäci führte eine rasche Tipp-Bewegung an ihrer rechten Schläfe aus. Ich kannte diese Bewegung schon lang und sehr gut. Ihr schien sie angeboren. Ich hatte sie in ihrer Symbolik verinnerlicht.

»Ich springe doch schon die ganze Zeit hinter Korbi her. Was glaubst du, was die MIKEBOSSler von mir denken? Wie sieht das denn für einen Mann aus?«

Ich nickte zum verwaisten Nachbartisch. An den Stuhllehnen hingen wie schwarze, bunt tätowierte Häute schwere Lederjacken. Auf jedem Rücken prangte die stolze, rot gestickte, im Halbkreis formatierte Aufschrift MIKEBOSS. Unter dem Halbkreis grinste ein Totenkopf mit einer Augenklappe. Auf der mit Löwenzahn gesprenkelten Wiese lagen, wie achtlos drapiert, mattschwarze Halbschalen-Helme. Meine Gang, meine Jungs. Ich war stolz auf sie. Schämte mich ein bisschen, da ich familientechnisch mit dem Auto hier war, auch der batteriebetriebene Fläschchenwärmer neben meinem Bierglas störte mich. Aber darüber konnte man mit Cäci ja gar nicht reden. Vom zweiten Spucktuch fange ich jetzt erst gar nicht an. Obwohl ich Situationen sehr gut einschätzen

kann und auch mit Empathie gut ausgestattet bin, hatte ich mir die Sache mit so einem Kind deutlich einfacher vorgestellt. Ich hatte mal einen Zwerghasen, so ungefähr.

»Die sind drinnen beim Headbängen, jetzt steh schon auf! Die sehen dich nicht!«

Cäci blitzte mich mit ihren braunen Rehaugen gefährlich an. Zur Bestätigung ihrer Aussage warf sie demonstrativ das brünette Haar hinter die Schultern. Das sollte wohl fordernd, einschüchternd und männlich aggressiv wirken. Frauen sind trotzdem anders als Männer.

»Das gelbe Top steht dir super, passt verdammt gut zur Levi's und den Cowboy ...«

»Lass den Quatsch!«

Eigentlich wollte ich noch ...stiefel sagen, hatte aber gegen die mählich Zürnende keine Chance. Ärgerlich warf sie die Gabel in den Teller, sodass die aromatische braune Krustenbratenbiersoße mit Kümmel ebenso verärgert aufspritzte und den Weg zu meinem schön taillierten Hemd nahm. Gott sei Dank trage ich immer schwarz. Das hölzerne, längliche antike Gebäude in meinem Rücken röherte, während ich noch den Blick in die rhythmisch wippenden Tannenzweige genoss:

Why don't we see the facts?

Superficiality just ain't right

To see the facts would mean

One giant leap for mankind

»Ich gehe ja schon.«

Umständlich motivierte ich meine handpunzierten und handbemalten Caborca-Boots, den benachbarten Holzlat-

ten-Klappgartenstuhl, dessen grüne Rahmenfarbe überall absplitterte, zu verlassen. Zu spät, Cäci war schon gefährlich schnaubend in der Art eines verärgerten Nashornweibchens aufgesprungen und stampfte auf Korbinian T. Rex, unser allerliebstes Söhnchen, zu. Die Männer, die die übrigen Outdoor-Tische belagerten, schielten, in der trügerischen Hoffnung, dass ihre Partnerinnen es nicht bemerkten, zu Cäci. Muttermitkind schien manchem Alibi genug, ganz offen Cäcis Gesamterscheinung zu bewundern. Ich konzentrierte mich eher auf Korbinian, nahm nebenher ein Stück der Kruste von Cäcis Krustenbraten. Die Kruste war immer das Beste. Fantastisch, er schien ganz nach seinem Vater zu kommen! Zufrieden positionierte ich, von krustenberstendem Mundmahlwerk-Geräusch begleitet, mein attraktives Schuhwerk wieder auf den Nachbarstuhl und ließ meinen Blick kurz zu den von warmen Aufwinden sanft tänzelnden, im Blau versinkenden Tannenwipfeln wandern, um sofort wieder den Blickkontakt mit Korbinian T. Rex herzustellen. Mit dem nahezu geleerten Weizenbiereglas prostete ich meinem rundum zufriedenen Söhnchen zu, Krustenbrösel feuerverkneten ins friedliche Grün:

»Hei, Korbi, wo ist der Baba? Daaaaaa!«

Beinahe hätte ich mich verschluckt. Zu viel Multitasking. Cäci zog Korbinian T. Rex, dem kleinen Hosenscheißer, die gelbe Blüte aus dem Mund, das Würstchen durfte er behalten. Beherzt griff sie unter sein Bäuchlein, verwinkte ohne Erfolg den kopfumkreisenden Insektenchwarm, hob den wonnigen Sohn hoch und streckte ihn mir schon im Anmarsch entgegen:

»So, sitz ein bisschen beim Papa. Die Mama will jetzt endlich mal in Ruhe essen.«

Das war natürlich feinste Psychologinnen-Rhetorik, mit dem Kind reden, aber der Adressat der Vorwurfskommunikation war natürlich ich. Sie verstand ihr Handwerk. Und Korbinian T. Rex würde auf diesen billigen Trick mit Sicherheit nicht hereinfallen – hoffte ich.

»Wo ist meine Kruste?«

Ich zwickte Cäci in die schlanke Seite:

»Da.«

»Lass das!«

Cäci schien irgendwie sauer.

»Komm, Korbi, nimm das Würstchen raus, gib es brav dem Baba, das sieht ja schon richtig pfui aus, komm, gib es dem Baba, trink ein bisschen Wasserle.«

Der kleine Widerborstige wollte das Würstchen nicht herausrücken. Ich zog daran. Korbi, nicht blöd – ganz der Vater – erhöhte den Saug-Gegendruck. Ich war letztendlich stärker, mit einem lauten Blopp hatte ich das runzelige Fleischprodukt aus dem zahnfreien Mund entfernt.

Erkannte den Fingernagel!

Sprang auf. Ließ das Ding, vor Ekel spastisch zurückzuckend, auf Cäcis entkrusteten Braten mit Kartoffelsalat und Soße fallen.

»Pfui Teufel!«

Wiederum spritzte es kurz auf. Diesmal waren die Flecken sichtbar – auf Cäcis sonnenblumenblütengelbem Top. Sie sprang auf, fuchtelte ganz Frau mit beiden Händen:

»Iiii, pfui Teufel, was ist denn das? Schnell ... desinfizieren, Korbi hat das im Mund gehabt.«

Gott sei Dank trinken meine motorradfahrenden Freunde schon am frühen Nachmittag Schnaps. Vom

Nebentisch griff ich mir, legitimiert durch meinen präsidialen Biker-Status, die nach oben schlankende Glasflasche mit dem medizinisch desinfizierenden Inhalt. Den Willi. Ich entkorkte ihn mit meinen Backenzähnen, steckte meinen Zeigefinger in den Flaschenhals, schüttelte und kippte. Dann rieb ich vorsichtig Korbinian T. Rex' Mund aus. Er honorierte, die medizinische Notwendigkeit missachtend, meine Spontandesinfektion mit fürchterlichem Gebrüll. Meine Biker-Freunde würden mir den Alkohol-Missbrauch verzeihen, ich wusste es.

Cäci hatte verständlicherweise keine Lust mehr auf ihren Krustenbraten, außerdem fehlte die Kruste.

Der abgehackte Finger auf ihrem Teller hinderte sie hauptursächlich daran, weiter zu essen. Da haben selbst Psychologinnen mentale Probleme – Ekelschwelle.

2 WIEDERSEHENSFREUDE

Samstag, 9. Juni, später Nachmittag, Riedwirtschaft

*Drah di net um oh oh oh
schau, schau, der Kommissar geht um oh oh oh
er hat die Kraft und wir san klein und dumm
und dieser Frust macht mich stumm.*

*Drah di net um oh oh oh
schau, schau, der Kommissar geht um oh oh oh
wenn er di anspricht und du weißt warum*

*sag ihm dein Leben bringt di um
alles klar, Herr Kommissar.*
(Falco, Der Kommissar)

»Das war mir ja fast schon klar, dass *Sie* hier dieses amputierte Körperteil gefunden haben! Wer denn sonst?«

Dräuend ragte sie vor unserem Tisch auf, nahm mir einen Teil der Sonne. Die MIKEBOSSLer kamen zögerlich näher. Sie kannten sie noch – allzu gut.

Petra Krieger, die fescheste Kommissarin nördlich der Alpen zeigte mit ihrem schlanken, mehrfach silberberingten, attraktiven und lebendigen Zeigefinger abwechselnd auf den toten Finger und auf meine Wenigkeit. Ihr Outfit war, und da blieb sie sich erfreulicherweise treu, Männer nervös machend strukturiert. Da beginnt man am besten bei der unteren Mitte: enger schwarzer Stretch-Minirock in aufregendem Kontrast zu ihren marylinblonden schulterlangen Haaren. Oberer Bereich: züchtig hochgeschlossene blütenweiße Bluse. Nicht ein Hauch von Transparenz, leider. Ganz unten: sauerkirschrote Highheels, die nach einem Waffenschein verlangten und offensichtlich nicht wiesentauglich, geschweige denn riedtauglich waren, trugen die Frau von edler Statur. Elegant balancierte sie ihre 52 Kilogramm, geschätzte 48, auf den Ballen ihrer Füße aus, was ihren sonnenstudiogebräunten Waden eine sportliche, leicht knödelige Dynamik verlieh.

»Den habe nicht *ich* gefunden, das war Korbi. Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie stehlen mir die Sonne.«

Galant verwies ich auf den freien Stuhl am runden Tisch.

»Dann bringen Sie schleunigst den Herrn Korbi, vermutlich einer ihrer Mopedfreunde, zu mir, damit ich ihn befragen kann! Und zu viel Sonne tut nicht gut, kanzerogen.«

Sie ließ einen frostigen Blick zu meiner Motorrad-Gang blitzen. Die spontan einen Schritt zurückwichen, um nicht kryokonserviert zu werden.

Ich deutete auf meinen Sohn, der schutzsuchend an der vom Spucktuch geschützten Schulter seiner Mutter hing.

»Das ist mein Sohn, Korbinian T. Rex.«

»Wie bitte?«

»Unser Sohn!«

Tatsächlich überrascht, den Mund leicht geöffnet, schaute mich die schöne Kommissarin ungläubig an.

»Sie haben sich wirklich vermehrt? Oh mein Gott, Herr Bönle, wenn der nur einen Bruchteil Ihrer Gene hat ... Das Grauen, es hat sich tatsächlich vermehrt!«

Sie schüttelte mit gespielter Abscheu den platinerblonden Kopf, schob sich die schlanken Hände vors Gesicht, zog schauspielerisch erstklassig die highheelroten Winkel ihrer sauerkirschprallen Lippen nach unten und suchte augenzwinkernd den Blickkontakt zu Cäci. Cäcilia Maier, meine Noch-Lebenspartnerin, imitierte paviansimultan die abstoßende Mimik. Frauensolidarität – einfältige.

»Aber es besteht ja die Hoffnung, dass er mehr nach Ihrer Frau kommt.«

Cäci grinste, weibliche Doppel-Solidarität quasi. Ich ließ mich davon nicht beeindrucken, ich kannte meine Kommissarin.

»Danke für das schöne Kompliment, aber *Frau* stimmt immer noch nicht, wir sind immer noch nicht verheiratet.«

Vorwurfsvoll, fast schon gekränkt suchte Cäci den Blickkontakt zu mir. Mir waren in diesem Satz zu viele *immer noch nicht*. Ich drehte meinen Kopf zu den MIKE-BOSSLern, die außenringbildend jeden Gesprächsfetzen gierig aufsaugten, und zwinkerte keck, den Mund immer wieder ansitzend, in ihre Richtung. Sie konterten mit eindeutig zweideutigen Gesten – Motorradfahrer.

»Lassen Sie den Blödsinn! Also, woher haben Sie den Finger!«

»Der ist mir angewachsen, den habe ich schon seit meiner Geburt, ich denke, das ist genetisch ver...«

»Lassen Sie den Blödsinn, Sie wissen, welchen Finger ich meine. Mit solchen Scherzchen können Sie nicht einmal Ihren Mofa-Freunden imponieren. Reden Sie, wo haben Sie oder besser Ihr Sohn den abgetrennten Finger genau gefunden?«

Auffordernd nickte die Kommissarin Cäci und mir zu, setzte sich zu uns an den Tisch. Die MIKEBOSSLer siedelten wieder am Nebentisch, hielten sich an ihren Bierkrügen mit ihrem Lieblingsgebräu *Walder* fest und begutachteten das kriminale Schmuckstück von oben bis unten. Unterhielten sich flüsternd – was selten vorkam und schnalzten immer wieder anerkennend mit der Zunge. Ich verstand sie nicht, konnte sie aber verstehen.

Cäci und ich ergänzten uns in harmonischer Parallelität in unseren Schilderungen zum abgetrennten Körperteil. Die Kommissarin lauschte und notierte. Ein technisches Gerät, das an eine Motorrad-Nummerntafel mit Touchscreen erinnerte, war ihr dabei behilflich. Sie war schon immer eine ganz Moderne.

»Haben Sie eine Idee, wem der Finger gehören könnte?«

»Glauben Sie, dass das Korbi schadet? Leichengift und so?«

»Warum Leiche?«

»Der Finger ist doch tot.«

»Meine Frage war, ob Sie einen Verdacht haben, wem der Finger gehören könnte.«

»Bin ich die Polizei oder Sie? Meine Finger sind noch alle dran.«

Zum Beweis hob ich meine Hände und fuchtelte der Hochattraktiven vor dem Gesicht herum.

»Lassen Sie das! Mit Ihnen zu reden ist immer noch recht anstrengend. Zeigen Sie mir bitte die Stelle, wo Sie das erste Mal gesehen haben, dass Ihr Grobian den Finger, ääh, gehabt hat.«

»Korbinian, Frau Tiger. Das ist ein Name. Ein deutscher Name. Auch mein Vater trug diesen Namen mit Stolz. Menschen mit Ihrem Bildungsstand kennen diesen Namen oft nicht mehr und würden Ihrem Kind wahrscheinlich einen Unterschichten-Namen geben. Kääffin.«

»Herr Bönle, ich weiß nicht, warum, aber es dauert bei Ihnen immer nur Sekunden, bis Sie mich nerven!«

Und so kam der Tag doch noch zu einem äußerst attraktiven und heiteren, musikalisch jedoch umstrittenen Abschluss. Die Kommissarin und das regionale Coleslaw-Trio hatten das Ihrige getan, mich bei bester Laune zu halten. Die Coleslaw bildenden Mannen waren bedauerlicherweise von einem drittklassigen Panflöte pustenden Indianer-Duo, das seit Wochen die Bad Saulgauer Innenstadt unsicher machte, abgelöst worden und trugen dazu bei, mein Wohlbefinden zu senken. El Condor pasa, alles nur nicht El Condor pasa.

Auch die telefonische Botschaft unseres Privat-Hausarztes Herr Dr. Bein, dass wir wegen des Leichengifts wohl nichts zu befürchten hätten, ließen mich und meine Cäci wieder versöhnlicher werden. Dr. Bein meinte noch, ich solle unbedingt wegen der anderen Angelegenheit bei ihm vorbeikommen – demnächst. Dr. Bein war Freund und medizinischer Berater von Cäci und mir. Mit Korbi waren wir natürlich bei einer Kinderärztin. Und da war ich tatsächlich Cäcis Meinung, dass bei Kindern Frauen einfach besser sind. Aber wie gesagt, wegen der anderen Angelegenheit bald zu Dr. Bein, der als Chirurg im Bad Saulgauer Krankenhaus arbeitete. Aber Cäci durfte es nicht wissen.

Unversöhnlich waren die MIKEBOSSLer wegen des Alkoholmissbrauchs: Ich musste ihnen eine neue Flasche Willi bezahlen. Ich tat mein Möglichstes, den dadurch entstandenen finanziellen Verlust über meine Schluckmuskulatur zu kompensieren. Cäci fuhr dann abschließend von der konkurrierenden Riedwirtschaft zum nahen Riedhagen in den Goldenen Ochsen zu ihrer Mutter nach Hause. Das war mir nicht recht, wir waren mit dem Chevy Impala die 1,6 Kilometer angereist, da war ich immer etwas in Sorge um das Fahrzeug. Frecherweise wollte meine Schöne mit Korbi bei ihrer Mutter nächtigen. Ich musste die circa 100 Meter – gefühlte 20 Kilometer – zu Fuß vom Goldenen Ochsen in mein geerbtes Reich zurücklegen. Aber manche Tage entwickeln abschließend eine Eigen-dynamik, die fast schon etwas Peripatetisches hat, etwas Herumschlenderndes.

3 SPRING

Sonntag, 10. Juni, morgens gegen 2:00 Uhr, Inzigkofen Park, bei der Teufelsbrücke

*And as we wind on down the road
our shadows taller than our soul
there walks a lady we all know
who shines white light and wants to show,
how everything still turns to gold
And she's buying a stairway to heaven.
(Led Zeppelin, Stairway to heaven)*

An und für sich wäre es ein freundliches und interessantes Fleckchen Natur. Bäume, Felsen, Wiesen, Donau. Alles, was man so braucht für eine beamtentaugliche, naturbejahende Naherholung. Aber auch der Hartzvierler findet hier gemütliche Nischen, wo er Wodkaflaschen, Zigarettenschachteln, Kippen und Fastfood-Verpackungsmaterial in felsigen Nischen und Ritzen oder am Donauufer zurücklassen kann. Denn auch der Hartzler hat ein Recht auf artgerechte Umweltverschmutzung, nicht nur der Spitzenmanager mit seinem 500er, der schon beim Starten mehr Abgase ausstößt als eine Hartzler-Raucherfamilie das in ihrem ganzen Leben tut. Ganz zu schweigen von den Privatjets oder den Latexspuren, die eine Horde Versicherungsmanager rund um den Globus legt. Würde man diesen Lust-Gummi recyceln, dann bräuchte ein Hartzler seine abgefahrenen Sommerreifen nicht mühsam mit dem Linolschnittmesser aus seiner misslunge-

nen Grundschulzeit zum Winterreifen nachschneiden. Ja, so sieht's aus.

An Wochenenden pilgern kleine Familien durch den herrlichen Naturpark und bestaunen die steilen Felsen mit den Höhlen. Erwachsene Männer in teurer Outdoor-Kleidung okkupieren Grillstellen und machen aus Wurst Kohle, während sich ihre Kinder felsstürzenderweise ein Schultergelenk ausrenken. Die Gattinnen stehen weg vom Feuer, wegen der Kleidung, das roch, außerdem wäre ihnen ein Latte in Sigmaringen lieber gewesen. Der herrliche Park schlängelt sich zwischen der Donau und der Gemeinde Inzigkofen und ist Eigentum des Fürstenhauses. Die stolzen Inzigkofer verdanken ihren Park der Säkularisation, seit 1802 gehört er dem Fürstenhaus Hohenzollern-Sigmaringen. Und heute darf jeder, ob Prinz oder Hartzler, durch den Park flanieren.

Immer wieder öffnet sich der Blick hinunter zur Donau, die träge auf den Amalienfelsen zusteuert, um in einem Linksbogen ein kühnes Ausweichmanöver zu tätigen. Vor allem die steinerne Teufelsbrücke, die zwei Felsvorsprünge stolz miteinander verbindet, zieht die Spaziergänger magisch an. Ehrfürchtig, den Schwindelreiz genießend, schauen Erwachsene auf die Geröllhalde in der Tiefe. Größere Kinder machen sich einen Spaß daraus, hinunterzuspucken und zu zählen, wie lang es braucht, bis der Auswurf über 20 Meter weiter unten landet. Väter erzählen ganz kleinen Kindern die Geschichte, woher der Name Teufelsbrücke kommt. Die Kinder sind danach alle therapiebedürftig.

Hört mal zu, sagen die Väter, das war nämlich so: Der Fürst Karl hat seinem Baumeister gesagt: Bau eine Brü-

cke über die Schlucht, weil über eine so schöne Schlucht gehört eine schöne Brücke. Der freche Baumeister hat aber gesagt: Der Teufel soll die bauen, aber nicht ich! Kaum hat der Baumeister das gesagt, stand der richtige Teufel stinkend und dampfend vor ihm und versprach dem erschrockenen Baumeister, eine Brücke über die Schlucht zu bauen. Aaaaber beim Teufel hat das immer einen Haken, nämlich unter der Bedingung, dass die Seele von dem, der als Allererster über die fertige Brücke geht, dem Teufel gehört. Sie beschlossen den Handel, aber als die Brücke fertig war, jagte man einen alten Köter darüber, und der Teufel war der Depp.

Nach dieser Erzählung hielten die Väter ihre Kinder über das massive Steingeländer, zwangen sie, in die Tiefe zu schauen und machten ihnen dadurch noch mehr Angst. Die Mütter unterhielten sich übers Fettabsaugen.

Jugendliche wiederum, die aus dem Religionsunterricht wissen, dass es gar keinen Teufel gibt, setzen sich cool, um ihren Mut zu zeigen, auf das steinerne Geländer, und schmeißen, zum Ärger der Fischer am Ufer der Donau, Steine, Kippen, Getränkedosen und gebrauchte Tempo-Taschentücher in den Wipfel der einsamen Tanne unter ihnen.

Nun war es anders. Es war schon nach Mitternacht. Die Brücke zog sich als düster drohender, in der Mitte nach oben hin spitz zulaufender Bogen in die Dunkelheit der Nacht hinein von Felswand zu Felswand.

Flüchtende, schlitternde Schritte durchbrachen jäh die üblichen Geräusche der Nacht.

Der Junge wusste, wenn er die Brücke hinter sich hatte, dann ging es fast nur noch bergab, dort würden sie ihn

trotz seiner Verletzung nicht mehr einholen. Dann würde er nur noch wenige Meter bis zu seinem Moped sprinten, das in einem Gebüsch beim Amalienfelsen versteckt war. Den Schmerz in seiner rechten Hand würde er ignorieren. So könnte er ihnen entkommen.

Vor ihm der enge Durchlass, der in den Fels geschlagene Tunnel. Jetzt, in der dunklen Nacht, konnte man die bräunlichen Flechten in der Steinröhre nicht erkennen. Hinaus aus dem kurzen Steindurchgang, kiesiger Untergrund jetzt nach dem rutschigen Stein, die Stufen, nur wenige, direkt vor der steinernen Brücke. Mit seiner linken Seite schrammte er an das Holzgeländer, das vor der treppig ansteigenden Brücke die linke, steil zur Donau abfallende Seite sicherte. Das Gebälk ächzte. Die Teufelsbrücke lag nur wenige Meter unter ihm. Die Schritte der Verfolger kamen immer näher. Er stolperte über die letzte abwärtsführende Holzstufe, bevor er die steinerne Brücke erreichte. Mit seiner rechten Hand versuchte er, den Sturz auf den felsigen Boden abzufedern. Der Schmerz kam wie ein Blitz zurück in seine Hand und durchfuhr den ganzen Arm. Der Finger! Wenn sie ihn erwischten, was würden sie ihm noch antun? Ohne auf den Schmerz einzugehen, stützte er sich vom Boden hoch und hastete die wenigen Schritte zur Brücke. Die Dunkelheit machte ihn unsicher. Die Verfolger kamen immer näher. Er spürte die ersten Steinstufen unter seinen Füßen. Schneller, er konnte ihnen entkommen. Hoch, hoch bis zur höchsten Stelle, der kleinen Plattform, dann ebenso viele Stufen auf der anderen Seite hinunter. Am abgesägten Baum vorbei, dann wäre er gerettet.

Der helle Strahl traf ihn wie ein Blitz in den Augen und ließ ihn sofort in der Mitte der Brücke anhalten. Hastig

drehte er seinen Kopf in die andere Richtung. Wo waren die Verfolger? Die Antwort gab der zweite Strahl. Sie hatten ihn.

Vor und hinter sich hörte er das Keuchen seiner Häscher. Der grelle Schein der Taschenlampen blendete ihn. Nur Keuchen, Dunkelheit und schmerzende Lichtimpressionen. Dann das rhythmische Stampfen der Füße, dazu der langsam anschwellende Gesang:

»Spring! Spring! Spring! Spring! ...«

Die irritierenden Lichtkugeln tanzten gleißend hell von beiden Richtungen immer näher an ihn heran.

»Spring! Spring! ...«

Sie würden ihn töten, er wusste es, er kannte sie. Er war einer von ihnen. Auch er hatte den Eid geschworen.

Spring! Spring! Spring! Spring!, hämmerte es im tödlichen Rhythmus in seinem Kopf.

Dann war es plötzlich ganz ruhig in ihm. Lichter tanzten. Er hatte nur eine Chance. Rasch ging er zwei Schritte auf den Lichtertanz am Ende der Brücke zu, schwang sich unter Zuhilfenahme der unverletzten linken Hand auf das steinerne Geländer. Tief einatmen. Beim Absprung in das dunkle Nichts hielt er die Luft an. Sein rotblondes Haar leuchtete ein letztes Mal im zitternden Spot einer Taschenlampe auf.

Das Letzte, was Peter hörte, war: »Spring!«

Das Letzte, was Peter sah, waren die steinernen Stufen der Teufelsbrücke von unten. Die Treppe zum Himmel.

4 PETRI HEIL

Sonntag, 10. Juni, früh am Morgen, Inzigkofen, unterhalb der Teufelsbrücke an den Wassern der Donau

*In einem Bächlein helle,
da schoss in froher Eil
die launische Forelle
vorüber wie ein Pfeil.
Ich stand an dem Gestade
und sah in süßer Ruh
des muntern Fischleins Bade
im klaren Bächlein zu.
Ein Fischer mit der Rute
Wohl an dem Ufer stand,
Und sah's mit kaltem Blute,
wie sich das Fischlein wand.*

(Christian Friedrich Daniel Schubart, Die Forelle)

Frank Bärzel war schon früh losgezogen, um sein Anglerglück zu finden. Ja, was gab es Schöneres und Ursprünglicheres als die Jagd auf die Regenbogenforelle. Und wenn einer wusste, wo die größten Forellen bissen, dann der Frank. Als leidenschaftlicher Verfechter der Bärzel-These hatte er die Wassertemperatur beobachtet, und da die Donau unter 19 Grad hatte, aber auch über fünf Grad lag, stand dem Anglerglück nicht mehr viel im Wege. Selbst die Solunarzeit hatte er berücksichtigt und war zur morgendlichen Dämmerung gestartet. Wobei er sich nicht ganz sicher war, ob er sich da nicht verrechnet hatte.

Aber Erfahrung, langjährige, war wichtiger, und die hatte er. Vom Amalienfelsen her, wo er sein Fahrrad mit dem Anhängerchen parkte, schritt er nun mit der Rute, dem Köfferchen und viel Bier am Ufer unterhalb des Wanderweges gegen den Flusslauf zu seiner Geheimstelle. Dort beißt sie, die Forelle. Er hatte seine spezielle, feinfühligere recht kleine Forellenrute mitgenommen, die war einfach sensibler. Als Rolle diente eine kleine, leichtläufige Stationärrolle mit einer hervorragenden Bremse. Die 0,18 Millimeter-Schnur würde mit Sicherheit ausreichen. Köder – nur Natur. Mehlwürmer aus eigener Zucht, nichts anderes.

Jawoll, hier war er der Natur am nächsten, hier war die Donau am schönsten. Hier lohnte sich der Kampf mit dem Element und dem Tier. Keiner kannte die Donau zwischen Laiz und Dietfurt besser als er. Auch das Altwasserstück, das jenseits der Donautalstraße lag, war ihm bestens vertraut. Aber genau diese Stelle hier, die von oben die Mäander des jungen Flusses wie ein großes M erscheinen ließ, war sein Revier. Er kannte das Gurgeln der Wasser zu jeder Jahreszeit. Hier hatte er schon oft den nächtlichen Igel oder die scheue Bisamratte gesehen und sogar den schillernden Eisvogel beobachtet, wie er flink ins Wasser eintauchte, um wenig später ein silbrig zappelndes Fischchen auf einem Ast zu verspeisen. Ja, das war sein Revier. Er öffnete noch im Gehen ein Fläschchen Petri-Bier, seufzte zufrieden und verfälschte laut singend Marius Müller Westernhagen: *Ich bin wieder hier, zieh an meinem Bier, in meinem Revier, war nie wirklich weg, hoffentlich beißt mich kein Zeck ...*